**Predigt am 2. Sonntag nach Epiphanias, 14. Januar 2024, Peterskirche**

Der Predigttext für heute steht im Brief an die Hebräer im 12. Kapitel. Ich lese den ersten Teil.

*12 Darum stärkt die müden Hände und die wankenden Knie 13 und tut sichere Schritte mit euren Füßen, dass nicht jemand strauchle wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde. 14 Jagt dem Frieden nach mit jedermann und der Heiligung, ohne die niemand den Herrn sehen wird, 15 und seht darauf, dass nicht jemand Gottes Gnade versäume; dass nicht etwa eine bittere Wurzel aufwachse und Unfrieden anrichte und viele durch sie verunreinigt werden; 16 dass nicht jemand sei ein Hurer oder Gottloser wie Esau, der um der einen Speise willen sein Erstgeburtsrecht verkaufte. 17 Ihr wisst ja, dass er hernach, als er den Segen ererben wollte, verworfen wurde, denn er fand keinen Raum zur Buße, obwohl er sie mit Tränen suchte.*

Das wandernde Gottesvolk ist müde geworden. Zu lange die Wüstentour, zu entbehrungsreich der Weg. Eine Krise reiht sich an die andere, auf einen Tiefschlag folgt der nächste. Manche, die sich hoffnungsfroh auf den Weg gemacht hatten, schleppen sich nur noch dahin; andere haben sich ganz aufgegeben oder haben die Richtung gewechselt. Der Verfasser des Hebräerbriefs (den wir nicht kennen) deutet die Situation der adressierten Gemeinde (die wir auch nicht kennen), mit dem Auszug der Israeliten aus Ägypten zusammen. Wie damals murren und hadern die Menschen, und er dringt in rhetorisch geschliffenen Worten auf sie ein. Das beginnt wie die ermutigend-mahnende Ansprache eines Bergführers an seine Gruppe nach langem Aufstieg: *Darum stärkt die müden Hände und die wankenden Knie*, *und tut sichere Schritte mit euren Füßen, dass nicht jemand strauchle*. Doch alsbald geht es in schwarze Pädagogik über: Es gibt ein „zu spät“. Bleibt gefälligst auf dem richtigen Weg, fallt nicht vom Glauben ab, sonst könnte es Euch gehen wie einst Esau, der sein Erstgeburtsrecht verkaufte und darüber trotz aller echter Reue verlorenging.

Wer von Ihnen jetzt in den Tiefen des eigenen Bibelwissens kramt – „Moment mal, Esau, Linsengericht, dummer Fehler, aber gab es nicht doch ein Happy End in der Geschichte?“ – sei vergewissert: gab es, mindestens nach dem ersten Buch der Bibel. Esau, eher grobschlächtig und schlecht im Triebaufschub („Ich habe Hunger und will essen“), und sein Zweitzwilling Jakob, Muttersöhnchen und raffinierter Trickbetrüger, versöhnen sich nach der ganzen Sache spät, aber immerhin, und Gott stattet nicht nur Jakobs, sondern auch Esaus Kinder mit Land aus (Dtn 2,5). Die unbarmherzige Auslegung des Hebräerbriefs hat auch Martin Luther empört, der sie in seiner Vorrede von 1522 „wider alle Evangelien und Briefe des Paulus“ fand. Dass da einer echte Buße tut, sie aber zurückgewiesen wird, das ist für Luther zutiefst unevangelisch. Schwarze Glaubenspädagogik – irgendwann ist *game over* – verbietet sich angesichts der Gnade Gottes, die größer ist als alle theologische Engherzigkeit. So urteilt Luther etwas spitz über den Hebräerbrief: „Mich dünkt, es handle sich um einen Brief aus vielen Stücken zusammengesetzt und nicht überall in gleicher Höhenlage.“ (LD 5, 61f., 62)

Nun, es ist trotzdem unser Predigttext, also weiter, denn die Höhenlage wird sich dramatisch verbessern. Die Ansprache an das müde Gottesvolk auf Wanderschaft, ich lasse ein paar Verse aus, geht weiter:

*18 Denn […] 22 […] ihr seid gekommen zu dem Berg Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und zu den vielen tausend Engeln und zur Festversammlung 23 und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel aufgeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten 24 und zu dem Mittler des neuen Bundes, Jesus, und zu dem Blut der Besprengung, das besser redet als Abel. 25 Seht zu, dass ihr den nicht abweist, der da redet.*

Hier ist das Happy End, das Wander-Ziel, vor Augen gemalt in einem endzeitlichen Wimmelbild. Zion, der Sehnsuchtsberg, das himmlische Jerusalem, viele tausend Engel, ein großes Fest: das ist es, wozu wir auf dem Weg sind. Vergisst man leicht unterwegs, wenn die Knochen müde werden und die Entbehrungen des Weges überhand nehmen. [Im Krippenspiel von ESG und Fachschaft im gerade vergangenen Advent versucht Josef der erschöpften Maria den Gewaltmarsch nach Bethlehem schönzureden: Ist nicht immer auch der Weg das Ziel? Marias Antwort fällt eindeutig aus „Nein, Josef. Der Weg ist nicht das Ziel. Das Ziel ist das Ziel.“ Das ist der Geist des Hebräerbriefs.]

Und was für ein Ziel, und wer nicht alles schon da ist! Gott ist da, der Richter, und Jesus ist da, der in seinem Blut allen den Zutritt zum neuen Bund eröffnet hat. Doch nicht nur sie: auch die *Erstgeborenen* und die *Geister der vollendeten Gerechten* sind bereits vor Ort, als das wandernde Gottesvolk, die Kirche, endlich ankommt. Sie sind offenbar auf eigene Faust hierhergekommen. Wer aber sind sie? Hierzu gibt es in der exegetischen Literatur verschiedene Thesen. *Erstgeborene*, das könnten die Mütter und Väter im Glauben sein, die uns vorausgegangen sind. Es könnte aber auch die Kinder Israels sein, die auf eigenem Weg hierherkamen. Und die *Geister der vollendeten Gerechten*, das könnten entsprechend die Gerechten unter den Völkern sein, Andersgläubige, Ungläubige, auch sie sind schon da.

Ich finde diese Vision sehr sympathisch. Sehe Christinnen und Christen, das wandernde Gottesvolk, uns, vor mir, wie wir nach der Mühsal des Weges endlich vor den Toren des Gottesreiches stehen. Keine einmütige Gruppe, sondern wie immer in tausenderlei Parteien zerstritten. Und während wir auf Einlass warten, reden wir uns – schließlich sind auch Theologiestudierte dabei – noch in Rage darüber, dass außerhalb der Kirche kein Heil ist, wobei jede Gruppe unter Kirche etwas anderes versteht. Nur darauf können wir uns einigen, dass es außerhalb des Christentums kein Heil gibt, das kann man ja schon daran erkennen, dass ja hier offenkundig kein anderer hergefunden hat. Während wir noch so aufeinander einreden, werden wir eingelassen auf das ultimative Fest. Wir werden empfangen vom ganzen himmlischen Hofstaat. Dann stehen wir im Festsaal, glücklich, selig, vollendet, und nach einiger Zeit, als die Brillen nicht mehr beschlagen sind, realisieren wir, wer alles schon da ist: Juden und Musliminnen, Ahnenverehrerinnen und Hindus und wer sonst noch alles; und weiter hinten im riesigen Saal stehen ein paar Leute vom humanistischen Verband, sie tragen noch ihre T-Shirts „Religionsfreie Zone“ und schlürfen ganz entspannt Cocktails mit einer Gruppe sechsflügeliger Engel. Auf die Frage „Wer hat Euch denn reingelassen?“, antworten sie „Er“, und zeigen auf ihn, Jesus, den Mittler des neuen Bundes. So, in etwa, die Vision des Hebräerbriefs vom Ende der Geschichte: hoffnungsfröhlich und interreligiös weitherzig.

Noch ein Zweites finde ich bemerkenswert an diesem endzeitlichen Fest. Es ist seine *Grammatik*. Denn eingeleitet ist all das nicht mit „Ihr werdet hinkommen“, sondern mit „ihr seid gekommen“, genauer, resultatives Perfekt, Ihr seid schon da! Willkommen am Ziel! Das ist mehr als die vertraute Rede vom Gottesreich, das schon verborgen angebrochen ist, aber dessen Vollendung und Sichtbarkeit noch ausstehen. Der Hebräerbrief spielt ein viel gewagteres Spiel mit den Zeitebenen. Überblendet die Mühsal der Gegenwart mit dem einstigen Angekommensein im himmlischen Festsaal. Zieht das Hoffnungsbild der Zukunft in die Gegenwart hinein. Aus der Zukunft, dem Futur I, „wir werden ankommen“, macht er Futur II: „Wir werden angekommen sein“. Drängt uns zu laufen im Bewusstsein davon, dass wir angekommen sein werden. Das ist, scheint mir, die eigentliche Zumutung dieses Textes. Denn er stellt die unbequeme Frage, ob wir uns eine erhoffte Zukunft als kommende Gegenwart zu denken trauen oder nicht.

Das ist eine Glaubensfrage; aber es ist auch eine ethische Frage. Als solche hat sie einen großen Ernst in den Krisen unserer Zeit. Können wir in den gegenwärtigen Kriegen denken, dass wirklich Frieden geworden sein wird, und wie dieser Frieden aussehen kann? Können wir uns eine Welt vorstellen, die aufgehört haben wird, in ihrem Ressourcenverbrauch über ihre Verhältnisse zu leben? Können wir eine Zukunft denken, in der der Klimawandel tatsächlich eingehegt und seine Folgen in gerechter Weise abgepuffert sein werden? Können wir uns ein Gesundheitssystem, ein Bildungssystem vorstellen, die sozialen Status und Lebenschancen wirklich voneinander entkoppelt haben werden?

Wer mühsam unterwegs ist, braucht Visionen im Futur II. Eine solche konkrete Vorstellung von einem wünschbaren, einem guten, einem jedenfalls deutlich besseren Zustand kann die eigenen Schritte orientieren. Denn die Folgefrage zur konkreten Vision ist: Was kann wer dazu beitragen, dass der Futur-II-Zustand wahrscheinlicher wird? Die Denkoperation ist ein komplexes Springen zwischen den Zeiten. Was wird, sollte die Welt in Zukunft an dieser konkreten Stelle eine bessere geworden sein, im Rückblick als wesentlicher Beitrag unserer Gegenwart dazu erscheinen, dass es so gekommen ist?

Diese Futur-II-Strategie gibt es auch in dunkler Version. Vor einigen Jahren war ein Buch sehr erfolgreich, das entfaltete, was Menschen, die im Sterben lagen, im Interview auf die Frage erzählten, was sie versäumt haben. Das wurde in einen Imperativ für die Lebenden übersetzt: Handelt so, dass Ihr am Ende Eures Lebens nicht dies oder jenes versäumt haben werdet. Das ist aus dem „zu spät“-Holz der schwarzen Pädagogik vom Anfang unseres Textes geschnitzt. Viel glaub-würdiger finde ich hingegen den zweiten Gedanken: Die Überblendung der Gegenwart mit einer Futur-II-Vision kann mittels Hoffnung eine Richtung geben.

Dabei muss, ja darf die Vision im Futur II nicht mit der Idee einhergehen, „ich“ oder „wir“ könnten eine solche Zukunft aus eigener Kraft heraufführen. Dazu ist Zukunft viel zu unplanbar, Visionen realisieren sich niemals so, wie vorher ausgemalt, und in der Regel ist es auch ein Glück, dass es so ist. Auch das wandernde Gottesvolk des Hebräerbriefes käme, hinge es von den eigenen Kräften ab, niemals auf das himmlische Fest. Trotzdem ist die Vision nicht egal. Sie erlaubt insbesondere einen Zynismus-Check: Haltet Ihr es überhaupt ernsthaft für denkbar (und arbeitet Ihr darauf hin), dass es sich einst zum Besseren gewendet haben wird? Ich glaube, dass die Fridays-For-Future-Proteste hier einen zentralen Antrieb haben: Die Jungen trauen den Alten und Mächtigen genau diesen Ernst des Futur II nicht mehr zu. Ihr glaubt doch selbst nicht mehr an eine Zukunft, in der es gelungen sein wird, die Klimaerwärmung auf 1,5 Grad zu begrenzen. Dieser Verdacht wiegt schwer. Gelingt es, ihm glaubhaft zu begegnen? Auch davon hängt die Zukunft demokratischer politischer Kultur ab.

An dieser Stelle treten Hoffnung und Verantwortung zusammen. Wir seid verantwortlich dafür, dass unsere Bilder der Zukunft konkret, aber hoffnungsvoll sind – und dass sie nicht in den Zynismus, in ein bequemes „Es geht doch eh alles den Bach runter“ fallen. Das scheint mir eine eine neue Lesart des berühmten Satzes aus dem 1. Petrusbrief zu sein: *Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.* (1 Petr 3,15) Mindestens haben wir zu verantworten, dass wir nicht zynisch werden.

Nun sind wir von den großen endzeitlichen Hoffnungsbildern des Hebräerbriefs zur kleinen Münze konkreter Verbesserungen gekommen. Denn um Konkretheit, nicht um eine ins Unbestimmte gehende Sehnsucht, geht es bei den Futur-II-Visionen. Darüber geht der Hebräerbrief jedoch selbst noch einmal hinaus. In den Versen, die ich vorhin ausgelassen hatte, gibt es noch eine Gegenvision. Dort heißt es:

*18 Denn ihr seid nicht zu etwas gekommen, das man anrühren konnte und das mit Feuer brannte, nicht zu Dunkelheit und Finsternis und Ungewitter.*

Und dann legt der Hebräerbrief die biblische Erzählung von der Gottesoffenbarung am Berg Sinai in sehr eigenwilliger Weise als eine religiöse Vision aus, die *zu* konkret ausgemalt ist, *zu* weltlich, mit Feuer und anderen Elementargewalten. Von solcher Konkretheit muss sich die Hoffnung, wie Hebr sie vor Augen stellt, noch einmal lösen:

*22 Sondern ihr seid gekommen zu dem Berg Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem,* wir hatten es gehört.

Christliche Hoffnung löst sich von allen zu innerweltlichen Inhalten, und das ist gut, insofern es den eigenen Zielen gegenüber noch einmal kritisch sein lässt. Auf dieser Linie hat christliche Theologie dann die Idee einer *spes purissima* entwickelt, einer ganz reinen Hoffnung, die durch gar keine Inhalte mehr bestimmt ist, sondern nur noch in der reinen Haltung des vertrauensvollen Ausseins auf das besteht, was aus der Zukunft entgegenkommt.

Dafür ist aber die religionsplurale Endzeithoffnung des Hebr wiederum zu konkret. Wenn es stimmt, dass wir als Christinnen und Christen allen *Rechenschaft* schulden *über die Hoffnung, die in* uns *ist*, dann darf diese Hoffnung nicht inhaltsleer sein. Wohl aber soll sie kritisch sein und sich von der Idee, wir wüssten, was am Ende am besten ist, in fröhlichem Vertrauen auf *Gott, den Richter über alle, und den Mittler des neuen Bundes, Jesus,* verabschieden.

Amen.

*Predigt: Thorsten Moos*